

Sieben kehren heim [Fortsetzung]

Autor(en): **Renaud, Jeanne**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 19

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642857>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SIEBEN KEHREN HEIM

J E A N N E R E N A U D



1. Fortsetzung

Während die Gedanken des jungen Helfers noch um die rundliche Erscheinung der Frau Schnewlin kreisten, mischte sich Honegger, der anscheinend noch mit der Bemerkung Gérans beschäftigt gewesen war, erneut mit seiner ruhigen, unpersönlichen Stimme ins Gespräch. «Warum hassen Sie die beiden Länder, von denen Sie soeben sprachen?» forschte er, und ein aufmerksamer Beobachter hätte Spott in seiner Frage wahrgenommen.

Géran, der seine Bemerkung bereits vergessen zu haben schien, blickte erstaunt auf den schwächlichen Journalisten.

«Nun», antwortete er dann, «sind nicht diese beiden Länder daran schuld, dass alles in Trümmer ging und dass ich alles verlor? Sie hätten meine Güter kennen müssen», setzte er nervös hinzu, «aber wie sollten Sie sich vorstellen können, wie man an einem solchen Besitz zu hängen pflegt.»

«Ja, und an den Pferden», warf Honegger trocken hin und jetzt war offener Hohn in seiner Stimme. «Sicherlich brauchte die Armee während des Krieges viele Pferde, gut bezahlte Pferde, nicht wahr?» Gérans Stirn rötete sich vor Zorn und über seiner Nasenwurzel erschien eine steile Falte.

Die Situation spitzte sich bedrohlich zu, und Künzli hielt es für angebracht, die Unterhaltung zu unterbrechen, indem er die Flüchtlingsgruppe darüber unterrichtete, dass sie bis morgen, einschliesslich des Frühstückes, Gäste der Rückwandererhilfe seien. Nach der Ankunft in Zürich sollten sie sich wieder mit dieser Stelle in Verbindung setzen.

«Prima, prima», rief Schnewlin laut, während sich Géran spöttisch verbeugte.

Der Maler strahlte Künzli mit seinem lebenswürdigsten Lächeln an und bedankte sich herzlich. Wieder schweiften seine Augen hinüber zu Frau Géran, um einen Augenblick lang auf ihrem Gesicht zu ruhen. Auch sie lächelte und Künzli fand, dass sie dadurch wie ein kleines liebenswertes Mädchen aussah.

Er gab seinen Schützlingen noch die Adresse eines Auslandschweizerklubs, wo diese sich wöchentlich einmal eines Abends zu treffen pflegten.

«Das ist schön», meinte Honegger versöhnlich. «Wir haben einen Teil der Flucht gemeinsam überstanden, gemeinsam haben wir an der Grenze vier Tage gewartet, um nun zusammen die Heimat zu erreichen. Es wäre doch schade, wenn wir uns schon jetzt aus den Augen verlieren müssten. Durch diesen Klub werden wir Gelegenheit haben, uns oft zu sehen und miteinander in Verbindung zu bleiben, ja, uns gegenseitig beizustehen, wenn dies notwendig sein sollte. Sind Sie alle einverstanden?» Er richtete seine Augen forschend auf Géran, als erwarte er von diesem Widerspruch.

Zu seinem Erstaunen sagte Géran aber höflich zu, ohne sich weiter zu dem Plan zu äussern.

Von den übrigen Mitgliedern der Runde erhielt Honegger begeisterte Zustimmung.

So fand der Abend noch einen versöhnlichen Abschluss, und Klaus Künzli konnte sich mit dem Gefühl verabschieden, seinen Schützlingen gegenüber seine Pflicht erfüllt zu haben. Eine Pflicht übrigens, die er freiwillig und aus dem Bedürfnis zum Helfenwollen übernommen hatte. Auf dem Heimweg dachte er dieses Mal länger als sonst über das fernere Schicksal der Flüchtlinge nach, deren Charaktere sich ihm heute in wenigen Stunden offenbart hatten.

Nachdem ihr Helfer, der «rettende Engel», wie Frau Schnewlin ihn zu nennen liebte, gegangen war, löste die Tafelrunde sich langsam auf, und ein jeder suchte das ihm zugewiesene Zimmer auf.

«Ah», sagte Frau Schnewlin glücklich, als sie das Licht löschte, «denk' dir bloss, Hein, jetzt brauchen wir zum erstenmal keinen Koffer zu packen, um nachts in den Keller zu laufen und wissen genau, dass wir morgen noch leben, ist das nicht schön? Was werden wohl jetzt meine Herren machen, wenn ich nicht mehr für sie kochen kann? Ob unsere Kinder uns wohl überhaupt haben wollen?» murmelte sie noch leise und zweifelnd, dann schlief sie schon.

Géran musste seine Frau beinahe die Treppen hinauf tragen, so erschöpft war sie. Er brachte sie wie ein kleines Kind zu Bett, und als er sich über sie beugte, um ihr Gute Nacht zu wünschen, sah er, dass sie weinte.

«Sybil», rief er erschrocken, «was ist denn, warum weinst du?»

«Ich bin so müde, so entsetzlich müde», antwortete sie leise und grosse Tropfen rannten zu beiden Seiten ihres Gesichtes in ihr helles Haar. Sie hätte hinzufügen mögen: «Ich habe Heimweh», aber sie wagte es nicht. Micha, ihr Mann, hätte es nicht verstanden.

In einem anderen Zimmer lag der junge Maler noch lange Zeit wach. Im Dunkeln zeichnete er in Gedanken immer wieder das zarte Oval eines Gesichtes nach, das sich ihm unauslöschlich eingepägt hatte. — — —

Zweites Kapitel

Mit erstaunlicher Sicherheit hatte es Géran verstanden, in der Stadt, in der er in Zukunft zu leben gedachte, eines der teuersten und besten Hotels zu finden, die es am Platze gab. Sowohl er wie Sybil liebten die eigentümliche Atmosphäre internationaler Hotels mit ihren den Lärm verschluckenden Teppichen und dem lautlosen, guterzogenen Personal.

Besonders Sybil genoss die Ruhe, das gut zubereitete Essen und die Freiheit, sich geben zu können, wie man wollte. Sybil war es nicht gewohnt, Micha zu fragen, woher

das Geld komme, das sie brauchten, denn bisher war immer mehr davon vorhanden gewesen, als sie ausgeben konnte. Micha führte sie in Theater und Kinos. Beide genossen das gesellschaftliche Leben, das sie während der Jahre hatten vermissen müssen, die sie in unfreiwilliger Zurückgezogenheit auf ihren Gütern verbracht hatten.

Micha war ein aufmerksamer Liebender, er überschüttete Sybil mit Blumen und kleinen Geschenken, wo immer sich Gelegenheit dazu bot. Doch bereits nach weniger als einem halben Monat begannen sie beide des Hoteltebens überdrüssig zu werden.

Micha blickte aus dem Fenster auf die Strasse, wo der nasse Schnee, der in dicken Flocken vom Himmel fiel, sich bei der Berührung mit dem Asphalt in Schmutz verwandelte. Jetzt fuhr er erschrocken herum, als Sybil an ihn die Frage richtete:

«Micha, können wir uns nicht eine Wohnung nehmen oder von hier fortgehen?»

Micha starrte einen Augenblick lang auf Sybil, als habe sie ihn auf Gedanken ertappt, die er lieber vor ihr verborgen hätte.

«Ich fürchte, wir werden kein Geld haben», sagte er endlich.

Sybil, die ausgestreckt auf der Couch lag und rauchte, liess die Zigarrette in die Schale fallen. Sie antwortete lange Zeit nichts. Solange sie denken konnte, war nie die Frage des Geldes an sie herantreten. Im elterlichen Hause war es nicht üppig, aber gut bürgerlich zugegangen, da ihre Mutter einiges in die Ehe gebracht hatte. Jedenfalls konnte Sybil sich nicht erinnern, dass ihre Eltern je von Geld gesprochen hätten. Vor zwei Jahren, als sie achtzehn geworden war, hatte sie Micha geheiratet, und wiederum hatte man ihr alles aus dem Wege geräumt, was mit Geld zusammenhing.

Vor einem Jahr waren ihre beiden Eltern bei einer Grippeepidemie gestorben. Seither hatte sie in Micha, ihrem Mann, Vater und Mutter gesehen. Ja, vielleicht mehr noch Vater und Mutter als den Geliebten. Liebt sie Micha? Wusste sie überhaupt, was Liebe war? Was für Gedanken stiegen da plötzlich herauf. Ihr fiel Michas Antwort wieder ein. Sie sah ihn immer noch am Fenster stehen, und er blickte auf sie, er erwartete eine Aeusserung von ihr.

Wie war das, kein Geld haben? Ja, dann musste man arbeiten oder irgend etwas verkaufen, aber wenn alles verkauft war, was dann? Was hätten Micha und sie arbeiten sollen? Was konnten sie überhaupt? Nichts! Sie hatte einmal aus Zeitvertreib ein wenig gemalt, hübsche Kacheln und ähnliche kunstgewerbliche Dinge. Sie hatte auch Musik studiert. Aber waren das Beschäftigungen? Und Micha? Sie fand keinen Ausweg aus dieser Sackgasse.

Plötzlich überlief es sie heiss. Sie richtete sich auf und fragte:

«Micha, wovon haben wir bisher hier gelebt?»

Micha kam auf sie zu. Er setzte sich zu ihr auf den Rand der Couch, und Sybil bemerkte, dass sein Gesicht verzweifelt und verfallen aussah.

Zum erstenmal, seit sie ihn kannte, sah sie ihn unsicher und hilflos und das rührte sie. Leise fuhr sie mit der Hand durch sein dichtes, schwarzes Haar und wiederholte noch einmal zärtlich ihre Frage von vorhin.

«Wovon haben wir das alles bezahlt, Micha?»

Er machte eine Bewegung mit der Hand, als wolle er die Frage als unwichtig beiseite schieben, dann antwortete er doch.

«Ich bekam von Freunden etwas und dann» — er stockte, hob dann plötzlich seine Hand vor Sybils Augen.

«Oh!» machte sie und starrte auf die Hand, an der der einzige Ring, den Micha getragen hatte, ein riesiger blauweisser Brillant, fehlte. «Oh, Micha!»

«Er wurde sehr schlecht bezahlt, sagte er tonlos, «es werden hierzulande mehr gute Brillanten angeboten als verlangt...» Er liess die Hand mutlos fallen.

«Micha, könnten wir nicht irgend etwas arbeiten? Hast du es schon versucht?»

«Ach», er lachte bitter. «Was kann ich denn? Nichts! Hier sind die Leute ungemäss fleissig, sie können vielerlei, von dem ich keine Ahnung habe. Pferdezüchter, Guts-herren, werden hier nicht gebraucht. Ich kann einige tausend Franken von der Rückwandererhilfe für eine Existenzgründung erhalten, auch für eine Wohnungseinrichtung. Aber was soll ich damit anfangen? Was soll ich gründen? Ich weiss es wirklich nicht.»

«Was haben wir bisher ausgegeben, Micha?»

«Dreitausend Franken, ungefähr.»

Sybil dachte nach. Sie hatte keine rechte Vorstellung, wieviel das war, dreitausend Franken! Was sollte werden? Sie schloss die Augen, um besser nachdenken zu können.

«Micha», fragte sie wieder, «ist — können wir gar nichts retten von unserem Besitz?»

«Nein», entgegnete er, «nein, nichts. Sämtliche Güter werden aufgeteilt werden.»

«Und die Pferde?»

«Ich lieferte Pferde an die Armee, du weisst. Die Russen brauchen auch Pferde.»

«Sie werden auch Tibor, meinen Goldfuchs, nehmen», ging es Sybil durch den Kopf.

Sie sah sich wieder über die Puszta reiten, ihre Haare flogen im Wind. Da tauchte das weisse Gutshaus auf — vorbei, vorbei. Nie wieder. — Sie hielt ihre Augen geschlossen und zog von ihrer Hand den grossen Smaragdring, den ihr Micha am letzten Weihnachtsfest geschenkt hatte.

«Hier», sagte sie und legte den Ring in seine Hand.

Sie wartete, aber er erwiderte nichts. Dann stürzte er sich wie ein Verzweifelter, Ertrinkender in ihren Mund. Zum erstenmal geschah es, dass sie sich wehrte.

Micha war mit dem Ringe gegangen. Es dämmerte bereits, und draussen glitt immer noch der nasse Schnee am Fenster vorbei. Eine unendliche Mutlosigkeit liess Sybil apa-

DER LONDONER HAFEN

Das Tor zur Welt

Von Stanley Clark, London

Die Londoner Docks sind dieses Jahr 250 Jahre alt geworden, aber sie finden keine Zeit, diesen Markstein in ihrer Geschichte zu feiern, denn sie sind zu beschäftigt, ihren alten Platz als der grösste der Welt wieder einzunehmen. Langsam aber sicher baut London seine zerstörten Werften und Lagerhäuser wieder auf, soweit Arbeitskräfte und Material verfügbar sind. Der Hafen kämpft eine erbitterte Schlacht gegen die Verwüstungen, die Feuer und Bomben — mehr als 16 000 hochexplosive und fliegende Bomben und Raketen gingen auf die Docks nieder — anrichteten, eine Schlacht, die bis heute nur halb gewonnen ist. Aber London kann jetzt schon wieder den Ruf als grösster aller Häfen für sich in Anspruch nehmen, wenn auch das Tonnagetotal der ein- und auslaufenden Schiffe wenig mehr als die Hälfte der Vorkriegssumme beträgt. Die grossen Passagierdampfer, die dieses Total ausmachten, sind noch nicht wieder zurückgekehrt.

Schiffe aus aller Herren Länder bahnen sich ihren Weg durch die braune, schmutzige Flut, die sich von den weitentfernten Hügeln Gloucesters ins Meer hinunterwälzt. Sie bringen die Produkte aus der ganzen Welt in die Lagerhäuser Londons — Getreide, Eier, Speck, Bauholz und Äpfel aus Kanada; die Lämmer, Butter und Wolle Neuseelands; Rum, Zucker und Bananen von den Koralleninseln Westindiens; Tee, Gewürze, Gummi, Jute, Hanf- und Oelsamen aus Indien; Wolle und Fleisch aus Australien; afrikanische Häute und Erdnüsse; die Weine der Iberischen Halbinsel und Kork aus den Wäldern Spaniens; Teppiche und Datteln aus Persien und palästinensische Orangen.

Im Jahre 1696 wurde das erste Dock — die grosse Howland-Werft — eröffnet, das zwar mit den heutigen modernen Docks nur wenig Aehnlichkeit hatte, aber doch den ersten Versuch darstellte, den Schiffen während des Löschens und Ladens der Fracht Schutz zu bieten. Jahr um Jahr sind die Docks angewachsen und Lagerhäuser und Kranen in der Umgebung entstanden. Innerhalb des Dockgebietes allein befinden sich rund 70 Kilometer Quai, und die Royal Victoria, Royal Albert und King George V-Docks zusammen bilden das grösste Dockgebiet der Welt. Abgesehen davon erstrecken sich noch die Bauten an Werften über viele Kilometer dem Flussufer entlang.



Am 250. Jahrestag ihres Bestehens sind die Londoner Docks darauf bedacht, ihren alten Platz als grösster Hafen der Welt wieder einzunehmen. Hier bahnt sich ein Handelsschiff seinen Weg aus dem Royal-Albert-Dock in Woolwich nach dem Meer.

Ein Fünftel des gesamten Schiffsverkehrs aller britischen Häfen und mehr als ein Drittel des ganzen englischen Handels passieren den Londoner Hafen, der heute in der grossen englischen «Exportschlacht» als das Tor zur Welt eine bedeutende Rolle spielt.

Unten: Das Londoner Dockgebiet aus der Luft gesehen. Von links nach rechts erkennt man: die Handelsdocks; das Dock für Importe (das vorderste der drei im linken Bogen); und jenes für Exporte aus Westindien (das mittlere der drei) und das Süddock (das am nächsten gelegene der drei linken); das Millwall-Dock (das erste im vordern rechten Bogen), dessen Eingang gerade ein Schiff verlässt; Import und Export von und nach Ostindien (die beiden jenseits des Flusses rechts vom vordern Bogen); das Royal Victoria-Dock (der lange Kanal ganz rechts); das Royal Albert-Dock (rechts des Victoria-Docks, das sich wieder mit dem Fluss vereint); und das King-George-V-Dock (die eingeschlossene, rechteckige Wasserfläche vor dem Royal Albert-Dock).



thisch liegen bleiben, sie drehte nicht einmal das Licht an. Dumpf empfand sie die Zwecklosigkeit ihres jetzigen Daseins, ohne einen Ausweg zu wissen.

Das schrille Läuten des Telephons riss sie aus ihrer Lethargie. Es würde Micha sein. Aber aus der Muschel drang eine vertraute und doch fremde Stimme, die sie nicht sogleich erkannte.

«Liebe gnädige Frau», sprach die Stimme in weichem österreichischem Tonfall, «ich möchte Sie so gern einmal wiedersehen.

«Warum sind Sie in der vorigen Woche nicht, wie versprochen, in den Klub gekommen? Haben Sie ganz vergessen, dass Sie mir zusagten, ich dürfe Sie einmal in Pa-stell malen?»

Ullmann! Natürlich! Sie hatte die Schicksalsgenossen von der Grenze ganz vergessen! Sie wurde plötzlich wieder lebendig und gewann ihre angeborene fröhliche Laune zurück.

«Tatsächlich haben wir Sie alle vergessen», sagte sie beschämt. «Aber ich verspreche Ihnen, dass wir alles wieder gutmachen werden.»

«Wann?» fragte er sachlich und ungeduldig.

«Wollen Sie hieher zu mir, zum Tee kommen?» fragte sie. «Ich bin allein und branche Gesellschaft, auch ein wenig Aufheiterung bei diesem trübsinnigen Wetter! Mein Mann wird später kommen. Wir treffen uns in der Halle, einverstanden?»

«Einverstanden!» rief Hans Ullmann fröhlich ins Telephon. «Ich eile, ich eile, Adieu!»

Sybil, wieder zum Leben erwacht, wählte ein schönes, mandelgrünes Wollkleid aus, das Micha ihr gekauft hatte. Sie büstete lange ihr Haar, bis es wie helle Seide glänzte. Ihr Gesicht brauchte nichts, ausser einem Hauch von Puder und einer Spur Rot auf die Lippen. Sie wählte sorgfältig unter ihrem Schmuck, den sie über die Grenze gerettet hatte und legte schliesslich einen schönen alten Goldschmuck an.

Nun betrachtete sie sich im Spiegel und war zufrieden. Jetzt noch der Mantel. Schade, dass sie nichts anderes als den Nerz besass. Er erschien ihr nun fast zu prunkvoll.

Überall, wo Sybil auftauchte, erregte ihre Erscheinung berechtigtes Aufsehen. Sie empfand es wieder, als sie die Halle betrat. Alle Köpfe wandten sich ihr zu, und an den Tischen, an denen sie vorüberging, verstummten die Gespräche. Sie genoss diese stumme Huldigung ihrer Schönheit mit kindlicher Unbefangenheit.

Mit ihrem knabenhaften, unbekümmerten Gang durchquerte sie die Halle.

In der Nähe des grossen Kamins erhob sich Ullmann von einem Tisch.

«Oh», sagte sie, «Sie haben schon gewartet. Sie hätten hinaufrufen lassen können!»

«Ich wollte Sie nicht stören, während Sie sich schön machten — für mich», er sah sie bewundernd an und beugte sich nach österreichischer Sitte über ihre Hand.

Sie bestellten den Tee, und Sybil wollte wissen, was er treibe.

«Ich habe mit Honegger zusammen ein kleines Atelier gemietet», erklärte er. «Es sind nur zwei Räume, aber wir haben es ganz hübsch. Ich zeichne für zwei Zeitschriften, Honegger schreibt, es geht. Und zuerst griff

uns die Rückwandererhilfe ein wenig unter die Arme. Es gab dort ein gestrenges, älteres Fräulein, sie war eine Festung, die ich erstürmen musste, heute bemuttert sie mich geradezu.»

Er lachte sein schönes, offenes Lachen. Sybil lachte mit ihm und betrachtete ihn. Er trug einen hübschen, hellgrauen Sportanzug und eine fröhliche Krawatte.

«Niemand würde Micha eine solche Krawatte anlegen!» fuhr es ihr durch den Kopf. Trotzdem gefiel ihr dieser bunte, lustige Streifen Seide ausgezeichnet und Ullmanns fröhliche Laune auch.

«So, mit Honegger zusammen», sagte sie. «Honegger gefiel mir sehr. Ich würde ihn gerne einmal wieder treffen.»

«Heute abend ist Klubabend, wollen Sie nicht mit Ihrem Gatten kommen? Wir haben Sie neulich sehr vermisst. Die Schneewalins waren auch da, und es schien mir, als sei bei den beiden nicht alles in Ordnung, sie waren so still. Auch Ritter kam später noch, er erzählte sehr interessant von einem Patent, das er in den Kohlengruben verwenden will. Ich bin leider technisch ganz ungebildet, ich weiss nicht mehr genau, um was für ein Patent es sich handelt.»

Er lachte wie ein ausgelassener Junge, und Sybil konnte nicht ahnen, dass die Tatsache, sie wieder zu sehen, ihn in eine Art Freudentaumel versetzt hatte.

«Wann darf ich Sie malen?» fragte er unvermittelt.

«Ich werde mit Micha darüber sprechen», sagte sie und fühlte ganz plötzlich und ohne dass sie hätte sagen können, warum, ihr Herz zittern. Der Löffel klirrte leise, mit dem sie gedankenlos gespielt hatte. Sie legte ihn hin, lehnte sich im Sessel zurück und schlang die Hände um die Knie. So blickte sie ihn an, den Kopf ein wenig schräg haltend und etwas wie Erstaunen in den Augen.

«So möchte ich Sie malen, genau so», sagte er. Seine Stimme hatte eine Sekunde lang geschwankt, aber Sybil hatte es doch bemerkt.

Beide fanden nicht den leichten Plauderton zurück, der ihre Unterhaltung am Anfang beherrscht hatte. Sie atmeten auf, als Gérard erschien, übrigens in strahlender Laune. Er freute sich offensichtlich, den Maler zu sehen, er klopfte ihm sogar auf die Schulter, er bestellte Cognac, und Sybil erkannte ihn fast nicht wieder, wenn sie daran dachte, wie mutlos und verzweifelt er vor wenigen Stunden gewesen war.

«Wie unberechenbar er doch ist», dachte sie. Dann fiel ihr der Ring wieder ein. «Er wird ihn günstig verkauft haben, hoffentlich.»

Ullmann verabschiedete sich bald, nicht ohne das Versprechen mitzunehmen, dass die Gérans an diesem Abend im Klub erscheinen würden.

«Wieviel bekommst du?» fragte Sybil, als sie wieder allein waren.

«Du rätst es nicht!» rief er fröhlich. «Mehr als ich annehmen konnte. Ich wusste gar nicht, dass der Stein soviel wert sei. Zwölftausend Franken!»

Sybil blieb eine Weile still. Sie wollte Micha die Freude nicht verderben und hätte doch nicht sagen können, warum sie sich nicht zu freuen vermochte.

«So können wir also fortfahren», stellte sie dann fest.

«Wir können alles tun, was du willst!» rief er überschwenglich.

Als sie den grossen Raum betraten, den man ihnen als Treffpunkt bezeichnet hatte, empfing sie ein Gewirr von Stimmen. Auf einer Art Podium stand ein Herr, anscheinend der Präsident, und gab etwas bekannt, das sie nicht verstanden. Um den Sprecher herum sassen die Beisitzer wie auf einer Bühne und blickten auf die Mitglieder mit gelangweilten Gesichtern herab.

«Kasperltheater, Vereinsmeierei», meinte Micha und drückte belustigt Sybils Arm.

Sie bahnten sich einen Weg und fanden die Freunde in der hinteren Ecke des Saales um einen runden Tisch versammelt. Der Ingenieur Georg Ritter hatte seine Frau mitgebracht. Sie erzählte gerade, dass er sie und seine zwei Buben schon vor sechs Jahren zu den Schwiegereltern geschickt habe.

«Als es anfang, in Warschau nicht recht geheuer zu sein», meinte er in seiner trockenen Art. Seine Frau war unscheinbar und still und starrte Sybil wie hypnotisiert an. Sybil versuchte vergeblich, mit ihr in ein Gespräch zu kommen, während sich Honegger und Ullmann mit Micha unterhielten, aber es gelang ihr nicht, der Frau mehr als ein paar magere «Ja» oder «Nein» zu entlocken.

So wandte sie sich an den Ingenieur. «Wie steht es mit Ihren Patenten?» fragte sie ihn.

«Eigentlich arbeite ich zur Zeit nur an einem», antwortete er. Dieses eine interessiert mich am meisten. Es ist ein winziger, allerdings kostspieliger Apparat, mit dem man schlagende Wetter und andere Gefahren in Kohlengruben bereits so lange vorher feststellen kann, dass die Gefährdung von Menschenleben weitgehend ausgeschaltet wird. Dieses Patent rentiert kaum für die Schweiz. Wir haben keine Kohlengruben hier, in denen es Verwendung finden könnte. Ich muss hinaus, nach Belgien, ins Ruhrgebiet, nach England, irgendwohin.»

Er ereiferte sich.

«Es gelingt mir vorläufig nicht, ein Visum zu bekommen, ich muss warten, warten und noch einmal warten. Es ist zum Verzweifeln!»

«Auch ich muss warten», mischte sich Honegger jetzt ins Gespräch. «Es kann nur noch Wochen, vielleicht nur noch Tage dauern, bis das Kriegsende offiziell verkündet wird, dann werden wir weiter sehen. Aber es kostet viel Geduld, dieses Warten. Was wollen Sie tun, Gérard?» wandte er sich an diesen, «bleiben Sie hier?»

«Oh ja», sagte er nachdenklich, «ich muss. Ich glaube kaum, dass ich nach Ungarn zurückkehren kann, meine Güter sind fort. Sagen Sie, Honegger», setzte er plötzlich freimütig hinzu, «ich möchte irgend etwas arbeiten, können Sie mir einen Rat geben?»

Der andere blickte erst auf Sybil, dann ernster Gérard ins Gesicht.

«Was können Sie?» fragte er geradeheraus.

«Nichts», antwortete Gérard ebenso.

(Fortsetzung folgt)